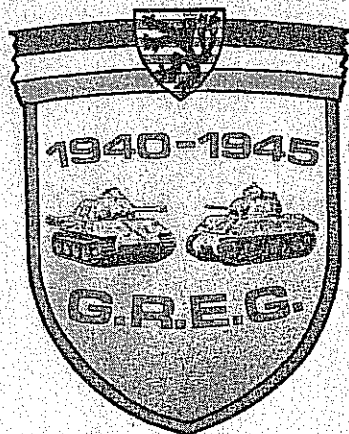


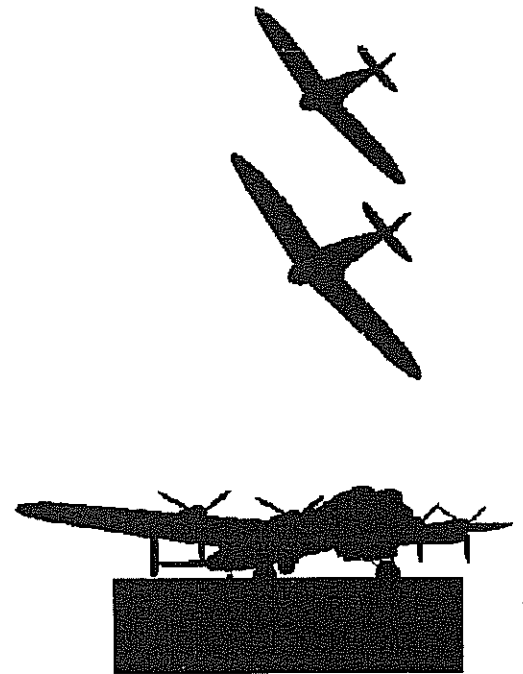
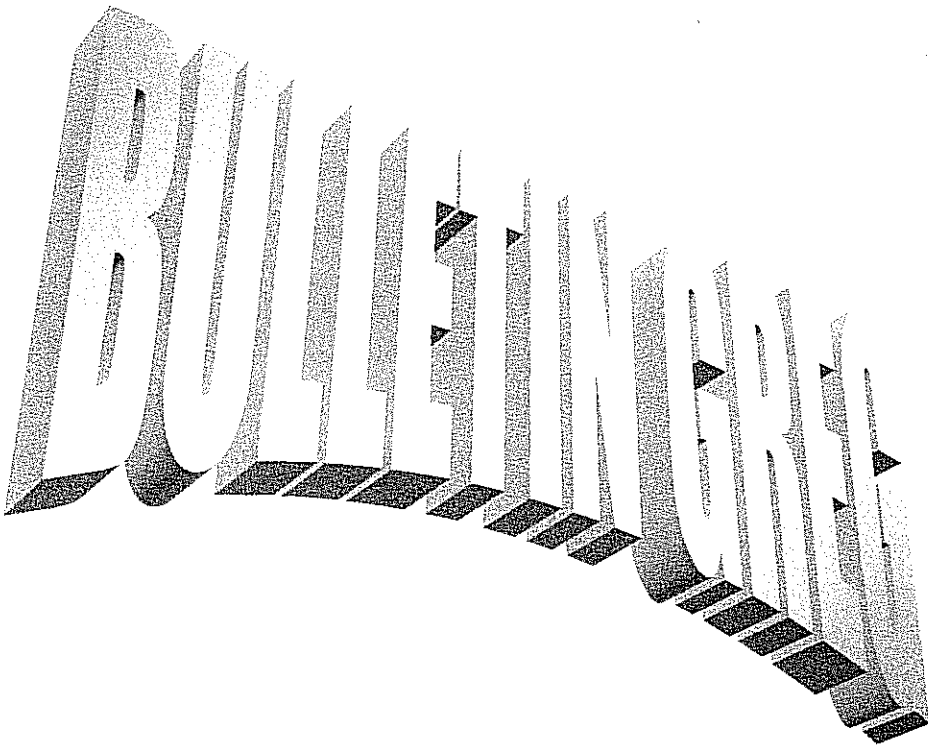
BULLETIN GREG

Edition 2002/1



J. BERGER

Publication du Groupe de Recherches et d'Études sur la Guerre
1940-1945



Inhaltsverzeichnis :

Vom SS-Sonderlager Hinzert nach Natzweiler	1 - 12
Erlebnisse des Zwangsrekrutierten Bache	13 - 21
Constant aus Niederfeulen	
Pyramidenrätsel	22
Kommentar zum Buch <i>Zielpunkt Südeifel</i>	23



Vorstand des GREG

Präsident : Paul HEINRICH
Vize-Präsident : John THURMES
Sekretär : Jempy KREMER
Kassierer : Marc HEINRICH

Beisitzende :
Marcel CHEVALLIER Alain CHEVALLIER
John DERNEDEN Nico JAAS
Jos MAAS Jeannot PETERS
Marc PETERS Fernand RIES
Emile SCHILTGES Jos SCHILTZ
Guy THURMES

Redaktion : 169, rue de Warken L-9088 ETTTELBRUCK
CCP : 96898-92

Vom SS-Sonderlager Hinzert nach Natzweiler

Bericht von Nic Hoffmann

Fortsetzung

„Es wird allerlei wildes Gesträuch gepflanzt, aber auch Obstbäume. Ich bin bei denen, die diese Bäume pflanzen dürfen. Ich mache meine Arbeit gut. Koch Henri tritt an mich heran und sagt: „Ich komme zu dir, denn was du machst bekommt nicht jeder fertig. Ich habe dir aufgepasst, ich helfe dir gerne.“ Jedes Bäumchen wird auf einen grossen, flachen Stein gesetzt, oben drauf kommt dann Erde. Es wird eine schöne Anlage. Ich wäre richtig zufrieden gewesen, wenn ich infolge meiner stark schmerzenden Ferse nicht hätte hinken müssen.

Kapo Fränz kommt mir nach. Er spricht die Prügel an, die ich bezogen habe und meint: „Es hat dich getroffen, ich konnte es nicht verhindern. Ich habe ein Paket bekommen, hier hast du ein wenig Sacharin.“

Es sind 5 runde Perlen. Ich bedanke mich bei Fränz. Meine Meinung über ihn hat sich jetzt gebessert. Ich habe für ein paar Tage Süsstoff. Das Schlimmste ist, dass wir auf unserer Stube nicht frei reden dürfen. Es sind Deutsche unter uns, dazu ein Pole und andere, die mit niemandem sprechen. Jetzt kam auch noch der Ortsgruppenleiter von Reckingen/Mess zu uns. Schütz, der aus der gleichen Ortschaft stammt, klärt uns auf. Es wird nur leise gesprochen. Hier treffe ich auf einen Vater, mit seinem Sohn. Ihr Familienname ist Scholtes, der Sohn heisst Camille. Dann ist hier noch ein junger Bursche namens Hostert René. Vor lauter Hunger stehen ihnen die Augen fast aus dem Kopf. An einem dieser Sonntage kommt der „flotte Graf von Trier“ um uns zu fotografieren, dreimal von vorne, dann von links und rechts. Danach schabt der Frisör uns den Bart ab. Unsere Fotos müssen schön gewesen sein, denn mein Konterfei wurde sogar zur Beglaubigung durch den Bürgermeister, „Fritzen Usch“ auf die Gemeinde Mertzig gesandt. Sein Sohn Heini sagt bei Gelegenheit lachend zu meiner Mutter: „Wie sieht denn euer „Neckel“ aus, hat der aber einen Bart.“

Mittags und abends bekommen wir jetzt einen Schlag Pellkartoffeln, 5 oder 6 Stück. Was so auf dem Löffel liegen bleibt.

Die Kelle ist vorne, wo sie in die Kartoffeln gepresst wird voll mit angetrockneten Schalen, so dass diese kaum noch Kartoffeln fasst. Nur eine Glückshand kann es auf 6 Stück bringen. Es ist der Neid, nein es ist damals der Hunger gewesen, der uns auf den Teller des Nachbars schauen lässt, um zu sehen, ob dieser nicht etwas mehr bekommen hat.

„Wehe dem, der nicht anständig isst. Die Kartoffeln werden geschält, ich werd's euch lernen,“ so lässt sich Iwan vernehmen.

Die beiden Schreiner, Robert St... und Louis B. sowie noch 3 oder 4 andere schauen uns oft beim Essen zu. Sie sind wieder aufgefallen, von Iwan notiert. Die Zeit, die fürs Essen bleibt ist knapp bemessen. Iwan schaut oft auf die Uhr, dabei lässt er jedoch keinen Blick von den Tellern.

Trotzdem werden viele Kartoffeln, ob gut oder bereits angefault, mit der Schale in den Mund gesteckt. Etwas muss man ja im Magen haben. Der Nachbar klaut noch diesem oder jenem Angsthase Kartoffelreste vom Teller.

Jesus, welch eine Armut !

Trotz ständigem Hunger bringe ich so was nicht fertig. Wenn ich keine guten Kartoffeln bekomme, so ist meine Mahlzeit eben beendet. Ich glaube, dass ich den Hunger besser aushalte als viele anderen. In Saarburg und in Okfen sah ich sogar welche, die Winterrüben herausrissen und diese dann mitsamt den gefrorenen Blättern kauten. Ich habe es einmal versucht, ich bekam Frösche in den Bauch, dann war bei mir Schluss damit. Die Gelegenheit, Brot auszuteilen, bekomme ich kein einziges Mal. Robert und Louis, die beiden Schreiner, sind immer dabei. Dort können sie mal etwas abzweigen. Aus diesem Grunde stehen sie bei Iwan ständig im Notizbuch.

Beim Frisör bekommen wir unseren Schutzhaftbefehl. Man eröffnet uns, dass wir zweimal im Monat nach Hause schreiben dürfen. Zwei Briefe dürfen wir auch bekommen. Ausserdem wird uns gesagt, dass wir zu Weihnachten ein Paket von zu Hause bekommen dürfen. Hier habe ich allerdings meine Bedenken.

Wie soll meine Frau Catherine mit drei Buben es noch fertig bringen, etwas aufzutreiben, um mir ein Paket zu schicken? Auf der Schreibstube bekommen wir Briefpapier und Umschläge. Schreiben dürfen wir nur das, was uns vorgesagt wird. „ Es geht mir gut ...“

Jeder ist gespannt. Ich erinnere die anderen an den Sankt-Nikolaus-Tag. Keiner schaut auf, eine Kruste Brot ist hier das wichtigste, denn so hungrig sind wir.

Louis bringt es fertig, seine Brotscheiben so dünn wie ein Zigarettenblättchen zu schneiden. Einen Fingerhut voll Marmelade streicht er zweimal pro Woche auf 4 oder 5 Brotscheiben und isst sie ganz pedantisch auf, wobei er sich von niemandem stören lässt.

Im Lager, auf der Längsseite des Appellplatzes, befindet sich ein Garten, wo noch Porrees stehen. Während des Laufens gelingt es Louis, eine Pflanze herauszureissen. Nicht einmal die Wurzeln bleiben übrig.

Wir haben alle den Husten. Fast jeder muss auswerfen. Iwan bemerkt es und brüllt: „ Alles herhören, wenn wir so etwas (gemeint ist Auswurf) hier auf dem Boden finden, hebt es der erste beste mit dem Mund auf. Kapiert ?“ Braun Jengi hinkt beim Laufen. Er trägt einen Pantoffel aus Stroh, der lange Mayer hat deren zwei. Mayer hat dickgeschwollene Beine. Werné Lex befindet sich in einem elenden Zustand, er trägt ebenfalls Strohpantoffeln. Jang Fournel hat Geschwüre am ganzen Körper. Meine Ferse klopft, ich habe keine Minute Zeit, um danach zu sehen. Abends beim Schein unserer „ Ewigen Lampe“ sieht man nichts. Man muss ständig auf dem Sprung sein. Sonntags, am 13. Dezember 1942 beginnt der Spektakel. Iwan hat auf dem Appellplatz gepfiffen und Stube 4 zum Antreten aufgerufen. Doch wer hatte das gehört ?

Iwan kommt deshalb an das offene Stubenfenster und pfeift noch einmal. „Raus“, schreit Anton. In wenigen Augenblicken stehen wir in Fünferreihen.

„Ausrichten“, Pfiff... „wegtreten nach Stube 4“. Mit dem Knüppel in der Hand steht Iwan beim Holzlattengrill. Man hört... Klatschen, Poltern ! Die Stubeninsassen rennen umher, rutschen aus, stolpern übereinander. Sie springen auf. Iwan schlägt immer wieder zu. Wir sind alle in der Stube. Pfeifen... Das ganze Spielchen wiederholt sich noch 20 Mal. Ich bin schweissnass. Ich habe trotzdem keinen einzigen Hieb abbekommen. Immer dann, wenn der Knüppel unten ist, schlüpfte ich an Iwan vorbei. Jetzt habe ich meine Portion trotzdem abbekommen, mein Bein beginnt anzuschwellen; es gelingt mir fast nicht mehr, das Knie zu beugen. Hoffentlich werde ich mit heilen Knochen nach Hause kommen. Das sind in diesem Moment meine Gedanken. Nach dem Essen kann ich meine Schuhe kaum ausziehen, um zu Bett zu gehen. Vor lauter Schmerzen kann ich nicht schlafen. Mein Unterschenkel ist derart angeschwollen, dass ich ihn mit zwei Händen nicht einmal umfassen kann. Die Schwellung nimmt noch zu. Mein Bein ist steif.

Morgens, Arbeitskommando, Kälte, Schläge. Oh Gott, ich bin erledigt. Trotzdem schaffe ich es, vom Bett herunterzukommen. Ich muss mich stützen. Ich sehe fast nichts, ich stehe überall im Wege. Ich kann überhaupt nicht mehr gehen. Mühselig ziehe ich meine Hose über die Beine. Ich schwitze. Trotzdem muss ich zum Appell. Es geht nicht. Anton kommt. Er legt meinen rechten Arm um seinen Hals. So hinke ich auf dem linken Bein zum Appell. Beim Schein einer Taschenlampe sehen wir nach meinem Bein. Donnerwetter ! Blauschwarz wie ein Ofenrohr. Um nicht umzufallen halte ich mich an meinem Nachbar fest.

Ich stehe auf dem linken Bein, endlos scheint der Appell. Als das Kommando zum Wegtreten kommt, muss Anton mich festhalten. Bei den Kandidaten fürs Revier macht Iwan Kontrolle. Er stösst einen gegen den anderen und schreit sie an: „ Euch Sauvieh werd ich's geben.“ Sie müssen alle zur Arbeit. Iwan kommt zu mir.

„ Was ist mit diesem Kretin los? “ Anton, hält mich fest und raunt mir zu: „Zeig schnell dein Bein.“ Ich ziehe den Fusslappen am rechten Bein herunter. Iwan kommt, schaut sich das Bein an und sagt nur ein Wort: „ Revier “. Oh Gott, danke! Anton geleitet mich bis zur Tür zum Revier. „ Danke Anton.“ Kapitän Jacoby bringt mich ins Bad. Er fragt nach meinen Beschwerden. Ich erkläre es ihm. „ Jetzt badest du vorerst gut“, sagt der Kapitän, während er Warmwasser in die Wanne einlässt. Er legt Seife und Handtuch hin, steckt noch ein Stück Holz in den Ofen und hilft mir in die Wanne und nach dem Bad wieder raus. Ich bin glücklich. Kapitän Jacoby geleitet mich in ein Krankenzimmer im dritten Stock. Dort gibt es noch ein freies Bett. Herr Jacoby hilft mir ins Bett. Ich bekomme ein frisches Hemd, dann holt er den Arzt. Ich liege zwar auf einem Strohsack, doch ich habe weisse Leintücher, eine Decke und sogar ein Kopfkissen. Der Ofen bullert, es ist gemütlich im Krankenzimmer. Kapitän Jacoby kommt mit dem Arzt. In französischer Sprache erkundigt er sich nach meiner Verletzung. Er schaut sich mein Bein an und sagt: „ Ça va, l'opération sera pour demain, reposez-vous bien, salut « . Bei dem Arzt handelt es sich um Doktor Chabaud aus Paris. Er ist Häftling hier.

Sein Vorgesetzter, Doktor Brendel kommt auch an mein Bett, um sich das Bein anzusehen. Er lässt mich jedoch in Ruhe. Er ist dafür bekannt, dass er die kranken Häftlinge schindet, dieser versoffene „Pawee'ert“ ist hier Arzt. Ein SS kommt ins Zimmer. Es wird „Achtung“ gerufen. Jeder Kranke muss sich im Bett gerade setzen. Ich habe jedoch Kopfschmerzen und bleibe liegen. Am Poltern der Stiefel glaube ich zu hören, dass jemand auf mein Bett zukommt. Dann entfernen sich die Schritte. Kapitän Jacoby hat mir das Fieber gemessen. Er flüstert mir zu: „Du hast nur 38, du fliegst hier raus, wenn ich das notiere, erinnere dich gut, du hast 41.“ Ich schlafe, schlafe. Kapitän Jacoby bringt mir das Essen.

Dienstags morgens stehe ich im kalten Flur. Nackt, der letzte in einer langen Reihe. Wir stehen im Durchzug, denn Türen und Fenster stehen weit offen. Ich fühle mich wieder stark, denn ich habe mich gut ausgeruht. Im Flur werden wir alle von Brendel untersucht. Fast jeder bekommt Prügel, ich jedoch nicht. Ich komme als letzter zum Arzt. Es ist Doktor Chabaud, der mich behandelt. „Serrez les dents, ça fera mal, surtout ne criez pas“. Die letzten Worte flüstert er mir zu. Ich liege bäuchlings auf einem Tisch, die Arme unter dem Kopf verschränkt. Mit einem Blasebalg wird meine Ferse gekühlt. Ich spüre, dass der Arzt so tief in mein Fleisch schneidet, bis er den Knochen erreicht. Ein Schrei sitzt mir in der Kehle, ich presse die Zähne zusammen. Kein Ton kommt über meine Lippen. Nach der Operation wird mein Fuss bis zum Knie mit Toilettenpapier umwickelt. Zu zweit geleiten sie mich in mein Zimmer zurück. Sie legen mich auf das Bett. Ich muss auf dem Bauch liegen. Nach einer Viertelstunde kommt Kapitän Jacoby, um das Fieber zu messen. „Mein Junge sagt er leise zu mir, du hast überhaupt kein Fieber. Wenn jemand fragt, du hast 41.“ Der Kapitän entfernt sich; ich schlafe ein. Mittags und abends muss der Kapitän mich zum Essen wecken. Es riecht fürchterlich nach Eiter. Ich muss mich fast übergeben. Die Fenster werden für 5 Minuten geöffnet, doch es hilft nichts. Derselbe üble Geruch breitet sich weiter aus. Kapitän Jacoby kümmert sich um mich. Er bringt meine Ausscheidungen weg, er macht mich sauber. Koener, Direktor von Arbed-Schiffingen wandert im Zimmer umher. Er mampft an einem Stück Kuchen. Vermutlich hat er von zu Hause ein Paket bekommen. Ich versuche meine Zehen zu bewegen, es klappt. Ich ziehe das linke Bein an den Körper. Die Decke hebt sich. Mit Entsetzen muss ich feststellen, dass der ekelhafte Geruch aus meinem Bett kommt. Ich schaue nach meinem Bein. Das Toilettenpapier ist bis zu den Knien völlig aufgeweicht, der ausströmende Geruch ist entsetzlich. Trotzdem geht es mir allmählich besser. Im Bett kann ich einen Brief nach Hause schreiben. Paket erhalten! Ich hatte drei Paar Strümpfe und etliche Taschentücher bekommen. Zum Essen war nichts dabei, das Paket war geöffnet und man hatte alles herausgenommen. Ich schreibe, dass es mir gut geht, und bitte meine Frau, mir meine alten Sonntagsschuhe zu schicken. Das zweite Paket kommt bereits nach wenigen Tagen. Es wurde nicht geöffnet, sicher weil die alten Schuhe drin waren, so denke ich mir. Diesmal ist alles dabei, auch etwas zum Essen.

Nach zehn Tagen muss ich das Revier verlassen. Andere Häftlinge sind schlimmer dran als ich.

Danke dem Käpten, dem Arzt Doktor Chabaud, Anton und all denen, die mir geholfen haben. Es geht zurück auf Stube 4. Man hat mich noch nicht zu einem Kommando abgestellt. Nach dem Appell gehe ich zum Holzplatz. Wir haben den 24. Dezember 1942. Hier liegen hohe Stapel Tannenstümpfe mit langen Wurzeln. „Baggermisch“ kommt auf mich zu. „Du bist neu hier?“ redet er mich an. Ich bedeute ihm, dass ich im Revier war und an der Ferse operiert wurde. Mit den Worten „Hier, mach was du kannst“, reicht er mir eine Axt. Obschon es regnet, genieße ich die gute frische Luft. Ich arbeite allein. Ich spüre, dass ich wieder gut bei Kräften bin. Ein paar Leute mühen sich ab, eine dicke Wurzel von einem Baumstumpf abzusägen. Iwan kommt heran, es gibt Schläge. Bei mir bleibt er stehen, er ist mit meiner Arbeit zufrieden. Er schickt mich zu den Leuten, die zum Absägen der Wurzeln bestimmt sind. Iwan schreit sie an, schneller zu arbeiten. Sein berühmtes „ich werd’s euch lernen“ hallt über den Platz. Viele der Häftlinge hatten noch nie eine Axt in der Hand. „Misch“ ist ein Unikum, trotzdem bemüht er sich um jeden einzelnen.

Weihnachten! Es gibt „Paakenzopp“. Da ist etwas drin. Es soll schon Tabak in der Suppe gewesen sein, hat Pfarrer Keup gesagt. Sie hatte aber einen guten Geschmack, fast wie zu Hause. Am zweiten Weihnachtstag, „Läuseappell“. Ich bekomme eine andere Arbeit, ich komme zu den Holzträgern. Auf dem Holzplatz steht ein jüdischer Häftling. Auf der Brustseite und auf dem Rücken seines Häftlingsanzugs trägt er den Davidstern. Er steht neben einer mit Baumstümpfen gefüllten Kiste. Zum Tragen sind zwei Stangen an der Kiste angebracht. Ich sage dem Mithäftling, dass ich dazu abgestellt bin, ihm beim Tragen zu helfen. Ich frage ihn, ob er wisse, wohin das Zeug gebracht wird?

Er bejaht und erklärt, dass das Holz überall dort hinzubringen ist, wo sich Öfen befinden. Der Mann ist zwischen 40 und 45 Jahre alt. Ich frage ihn, ob er Luxemburger ist. Er verneint und sagt, er käme von Evrange, in der Nähe von Mondorf.

Die Kiste ist eine Last für Pferde, das Holz hat sich mit Regenwasser vollgesaugt. Man muss den Griff gut packen, damit er den Händen nicht entgleitet. Unterwegs wollen wir die Kiste abstellen, um eine Pause einzulegen. Ein SS kommt uns entgegen. Wir schleppen die Kiste weiter, damit uns eine Kopfwendung erspart bleibt. Der Kollege will mir unbedingt den Donnerbalken beim Strohkommando zeigen. Er gibt keine Ruhe, bis ich ihm dorthin folge. Ich hocke mich nieder. Ich habe die Tür verriegelt. Unvermutet geht draussen der Lärm los. Man hat uns entdeckt, die Holzkiste hat uns verraten. Iwan ist draussen. „Ihr Schweine, die verdrücken sich hier, ich geb’s euch,“ so hallt sein Schreien. Ich höre, dass Wasser in einen Eimer eingelassen wird. Im Nu habe ich meine Hose hoch, die Jacke zugeknöpft. Ich passe auf. Der Unterteil der Tür beginnt erst 40 Zentimeter über dem Boden. „Von der Tür weg“ schallt es draussen. Der Befehl gilt meinem Begleiter. Er kann sich nicht mehr rechtzeitig in Sicherheit bringen. Voll wird er vom Wasserschwall getroffen. „Drunnen bleiben, ich lern’s euch“, so Iwan. Diesmal ist es für mich. Der zweite Eimer wird mit Wasser gefüllt. Der „Néckel“ hat kapiert.

Iwan schaut nach den Schuhen. Ich habe mich an die hintere Wand gestellt. Ich höre Iwan keuchend mit dem Eimer herannahen. Ich wechsele schnell meinen Standort und stelle mich mit dem Rücken zur Tür. Das Wasser kommt, ich werde kaum getroffen. Nur an den Beinen ist meine Hose etwas nass. „Raus da, ihr faulen Scheisskerle, Hunde“ schimpft Iwan. „Na sieh mal her, der Jude, ich lern's euch.“ Unsere Nummern werden notiert. „Es gibt nix zu fressen“, so Iwan weiter. Er nimmt einen Birkenbesen, taucht ihn in den Kot des Abortkübels und schlägt ihn dem jüdischen Häftling auf den Kopf. „Raus“, brüllt er. Er hebt den Besen, um nach mir zu schlagen, doch ich kann mich schnell einem Besenstreich entziehen. Ich laufe weg und Iwan schmeisst mir den Besen nach, ohne mich zu treffen. Er muss anderen Gedanken nachgegangen haben, denn er hat von mir abgelaassen. Sein „Pfiff“ bedeutet, dass wir uns stellen. Wir verhalten. „Der Jude soll herkommen“ schreit Iwan. In diesem Leben werde ich ihn nicht mehr wiedersehen. Um mir beim Tragen der Holzkisten zu helfen, schickt mir der „Baggermisch“ einen anderen. An seinen Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. In der Nähe des Appellplatzes, oben am Weiher stehen SS. Sie wühlen mit Stangen im Wasser, sie schreien, lachen. Mamer Pol, ein Mithäftling, sagt zu mir: „Die ertränken den Juden“. Ich kann mir vor Wut nicht helfen, ich wünsche mir, dass der Blitz dazwischen funke.

Bereits am anderen Tage bekomme ich eine andere Arbeit. Wir schieben den „Moorwagen“ über die Strasse, über Feldwege in einen Tannenwald. Wir kommen auf einen freien Platz. Hier werden Baumstümpfe ausgehoben, es ist das Holz, das wir im Lager verbrennen. Es scheint, als würde dort eine Strasse gebaut. Ich erfahre dass hier die „Hunsrücker Autobahn“ vorbeikommt. Morgen ist Neujahr 1943. Abends wird mir mitgeteilt, dass ich in das „Totengräberkommando“ komme. Am anderen Morgen werde ich von Baulesch Jemp geweckt. Er flüstert mir ins Ohr, ob ich mit zur Heiligen Messe käme. Ich gehe mit. Beweg dich nur leise, wird mir zugeflüstert. Wir kommen in die Kammer von Anton und Ed. Hier ist auch Pfarrer Keup. Man sagt uns, dass wir hier ziemlich sicher sind. Dort habe sich noch nichts abgespielt. Ob wir der Messe beiwohnen möchten. Alle sind bereit. Pfarrer Keup zelebriert die Messe, er muss improvisieren. Als die Messe vorbei ist, kommen mir die Tränen. Mir wird bewusst, dass Pfarrer Keup ein tapferer Mann ist. Wir danken ihm und reichen ihm die Hand. Wie ein Geist ist er plötzlich verschwunden. Wir schleichen uns wieder auf unsere Zimmer und legen uns aufs Bett. Am Morgen, nach dem Appell, warten wir darauf, nach Hermeskeil gebracht zu werden. Der alte Schimberg ist wieder fit. Wir gehen über die Strasse, zirka 3 Kilometer. Es ist steinhart gefroren. Wir kommen in ein Dorf, es liegt wie ausgestorben. Niemand auf den Strassen zu sehen. Beim „Sarglager“ müssen wir zu viert im Hof stehen bleiben. „Dass keiner wegläuft“, ruft der SS, der uns begleitet. Er geht ins Haus und kehrt mit einem Schlüssel in der Hand zurück. Er sperrt eine Pforte auf. Hier steht eine Holzkiste, zwei aneinander genagelte Bretter liegen oben drauf. Der SS wirft ein Tuch über die Kiste. Wir tragen die Kiste in ein Spital. Eine Schwester sieht uns kommen, sie hält die Tür offen. Unser SS-Begleiter ist verschwunden. Im Flur ist es kalt, die Schwester führt uns zu einer Leiche.

Diese liegt auf dem Fliesenboden, steif gefroren, nur noch Haut und Knochen. Wir legen den Toten in den Sarg, den Deckel legen wir drauf, dann das Tuch und die Blumen. „An die Mauer stellen“, ordnet die Schwester an. Wir warten, doch nicht lange. Wir gehen eine Steigung hinauf, wo links zwei Friedhöfe bestehen. An dem katholischen Friedhof vorbei kommen wir an ein Mauerloch. Hier liegen Denkmäler, kurz und klein geschlagen auf einem Haufen. Es ist eine sehr luftige Anhöhe. Auf der anderen Seite des Weges stehen Wehrmachtsbaracken, dort wird uns Werkzeug ausgehändigt. Acht Gräber liegen in einer Reihe. Ein SS zeichnet mit dem Spaten das auszuhebende Grab, 2 Meter lang, 1 Meter breit und 1,80 Meter tief. „Dass keiner wegläuft“ ermahnt uns der SS. „Wenn sie auf einen Judensarg stossen, mich rufen, ich bin dort in der Baracke.“ Wir sind zu viert. Schimberg schlägt mit seinem Werkzeug in das gefrorene Erdreich, er treibt die Arbeit voran. Wahrscheinlich um sich aufzuwärmen, denn uns allen ist es kalt. Achtzig Zentimeter gefrorener Boden, jetzt wäre es besser geworden, aber nun stossen wir auf Holzbretter, also „Judensärge“. Einer geht zum SS, um es ihm zu melden. Drei oder vier Särge liegen an dieser Stelle. Sie werden alle kaputtgeschlagen und die Holzreste aus dem Graben herausgeworfen. Der SS stochert mit einem Stock in jeder herausgeworfenen Schaufel Erde. Er findet Knochen und nennt uns alle mit ihrer anatomischen Bezeichnung. „Die Saubande hat ihren Toten nichts mitgegeben“, lässt der SS verlauten. Er sucht im Loch, in der Mitte eines durchgeschlagenen Sarges. Seine Nase ist blau, als wir das Loch nach den angegebenen Massen ausgehoben haben. Wir gehen zurück ins Spital. Wir tragen den Sarg mit dem Toten zu dem ausgehobenen Grab. Immer wieder kommen wir durch Glatteis ins Rutschen. Wir möchten eine Rast einlegen, doch der SS treibt uns zur Eile an „Weiter, weiter“ heisst es. Wir stellen den Sarg in der Nähe des Grabes ab. Tuch und Deckel werden abgenommen und der Sarg angehoben. Die Leiche fällt aus dem Sarg und schlägt auf dem Boden des Grabes auf. Mit der herausgeworfenen Erde wird das Grab wieder zugeschaufelt. Jetzt befinden sich hier neun Gräber. Acht mit einem Holzkreuz, mit Täfelchen und Namen, darunter zwei Namen von Luxemburgern.

Unserem SS-Begleiter ist es noch zu früh, um nach Hause zu gehen. Er nimmt uns mit in die warme Holzbaracke. Dort stehen Tische und Bänke. Der SS wendet uns den Rücken. In Kniehöhe sind unter dem Tisch Bretter angebracht. Auf diesen Brettern liegen harte Brotkrusten. Es knirscht zwischen den Zähnen, wir sind noch nüchtern, bis auf ein paar Esslöffel Kuchenkrümel, welche die Schwester für die „Totengräber“ aufgehoben hatte. Wir liefern die Holzkiste wieder im Sarglager ab. Kein Mensch zeigt sich. Ich schätze, dass es vier Uhr ist, als wir die Mittagssuppe bekommen. Dieser Tage hören wir dann auch das Brummen von Fliegenden Festungen am Himmel. Das Licht geht aus. Anton kommt mit einer Taschenlampe und reicht mir eine Meldung, die ich in der Küche abliefern soll. Draussen herrscht so dichter Nebel, dass ich mich zur Küche vortasten muss. Ich gebe Pfarrer Keup den Zettel. Dann gehe ich in der Dunkelheit zurück. Plötzlich eine Stimme: „Halt komm her“. Ich stehe einen Augenblick still. Ich hebe die Arme, um mich eventuell zur Wehr zu setzen.

„Hier,“ ein Schatten reicht mir ein Stück Brot. Ich höre seinen Atem. Wer es war, weiss ich nicht. Das Wetter ist gegen uns. Von samstags auf sonntags fällt 30 Zentimeter Schnee. Nach dem Appell heisst es: „Schneeräumen“. Schubkarren, Westen, Holzkisten und Mützen, alles wird benutzt, denn der Schnee muss weg. Unten, an einer Stelle im Zaun, hat man den Stacheldraht entfernt. Die Umzäunung ist offen, im Laufschrift geht es mit dem Schnee nach unten, im Laufschrift wieder bergauf, zurück. Alle 4 bis 5 Meter steht ein SS mit Gewehr und Knüppel. „Schneller, schneller,“ wird geschrien. Die Wachposten haben bestimmt kalte Füsse, sie lassen ihre Frust an uns armen Teufeln heraus. Wir wollen immer einer hinter dem anderen, in einem schneefreien Pfad laufen. Die SS-Männer zwingen uns jedoch durch den von uns aufgehäuften Schnee zu laufen. Die Bewacher rücken immer dorthin, wo der meiste Schnee liegt. Diejenigen die hinfallen werden geschlagen. Trotz der Kälte geraten wir in Schweiss. Unsere Finger sind vor Kälte klamm. Abends, als der Appell stattfindet, ist der Platz schön sauber.

Für Weihnachten waren Schockmel Léon und Kayser Nic aus Beles nach Hause gekommen. Sie erzählen meiner Frau nur das, was sie sagen dürfen. Ich glaube, Kohlweiler Nicolas, Hamus François, und wenn ich mich gut erinnere, auch Herr Koener durften nach Hause.

Koch Henri und Sibenaller kommen in die Umsiedlung. Sogar der Ortsgruppenleiter von Recken an der Mess ist weg. Unsere Strategen glauben, dass der Krieg bald aus sein wird. Wie schön, wenn sie recht hätten?

Was feststeht:

„Stalingrad ist gefallen, den Russen unsere Glückwünsche.“ Dafür ernten wir den Zorn der SS.

Montags, den 18. Januar 1943, werden 200 Mann von A bis Ho.h. mit Nummer und Namen aufgerufen. Ich bin auch dabei. „Hier aufstellen“ wird gebellt. Was ist los ? Ich versuche mich zu beruhigen, denn eines ist klar, nach Hause geht es nicht. Dann heisst es: „ In einer Reihe zur Kleiderkammer.“ Oh Wunder ! Wir bekommen unsere Sachen zurück: Anzug, Uhr, Ring, Messer und das Geld. Zweihundert Mann kommen in „Quarantäne“ wird geflüstert. Wir kämen in ein Konzentrationslager wissen andere zu berichten.

Meine Ferse ist am Heilen, ich reibe sie über den Strohsack. Ich hatte Glück, denn durch die entstandene Vergiftung wäre ich gestorben. Man hätte mich auf dem Judenfriedhof von Hermeskeil begraben. Jetzt habe ich jene Sachen in den Händen, die mir von zu Hause zugeschickt worden waren. Auch mein Schutzhaftbefehl ist dabei. Hatte man nichts, so war man geplagt, hatte man etwas, dann umso mehr, denn jeden Tag musste der Spind peinlichst sauber sein. Ich stelle mir die Frage, wieso meine Frau es fertig bringt, mir noch Pakete zu schicken. Mir kommt es vor, als läge ich in einem Sumpf. Sollen die Engländer noch nicht über eine höhere Zahl von Flugzeugen verfügen ? Was sollen die Leute zu Hause machen, was ist mit den armen Kerlen im Gefängnis ? Das sind die Fragen die mich in jenen Tagen bewegen.

In der Nacht dringt die Kälte in die Baracke. Erst gegen Morgen ist mir einigermaßen warm. Trotzdem habe ich gut geschlafen. „Aufstehen“. Das Licht brennt bereits. Die Wasserleitung ist zugefroren. Zweihundert Mann sollen sich in einer Schüssel gewaschen haben. „Antreten, 2 Brotscheiben fassen.“

Mit Mantel und Hut bekleidet eile ich ins Freie. Ein Paket trage ich in der Hand. Iwan stellt uns in Fünferreihen auf. Hochet Nic kann auch wieder laufen; es ist schon lange her, dass ich ihn vom Arbeitskommando bis ins Lager zurückgeschafft habe. Vor dem Lager stehen Posten. Ihre Maschinenpistolen sind durchgeladen. Wir sollen nach Reimsfeld zum Bahnhof, so wird uns gesagt. Neben mir schreitet W. P. aus Beles mit einem Gewehr. Wohin geht denn die Reise, frage ich ihn? Er gibt mir zur Antwort, dass ein Teil von uns nach Hause kommt; ich sei jedenfalls unter ihnen. Wo die anderen hinkämen wusste er angeblich nicht. Mir sagt eine innere Stimme, dass hier eine Teufelei dahinter steckt. Mir klopft das Herz. Wie schön wäre es, nach Hause zu kommen! Was erwartet mich zu Hause? Jedenfalls bin ich nicht gewillt, der VDB beizutreten. Diese Pest ist ja immer noch im Lande. Langsam wird es hell. Reimsfeld ist nicht mehr weit. Eine Glocke läutet, ihr Ton klingt fremd und kalt. Eine Spur Schnee ist gefallen. Es geht sich schlecht in den Schneefurchen der Hunsrücker Strassen. Auf einem Misthaufen beobachte ich Spatzen. Jetzt müsste man ein Vogel sein, denke ich bei mir, denn wir Häftlinge sind hier viel weniger wert. Wir sind am Ziel. Wir stehen hinter der Absperrung, in der kalten Zugluft. Die SS-Begleiter haben sich in den Schutz der Gebäude zurückgezogen. Ich stelle meine Uhr nach der Bahnhofsuhr. Es wird von Dachau gesprochen und von Natzweiler. Wir werden wieder gezählt. Die Ankunft des Zuges ist bereits gemeldet. Wenig später fährt er in den Bahnhof ein. Eine Tür wird aufgerissen.

„Zwölf Mann hinein“. Die Tür wird zugeschlagen, verriegelt. Eine Tür nach der anderen. Zweihundert Mann waren schnell im Zug. Im Abteil wird geraucht. Wo haben die nur den Tabak her? Sie haben die Aschenbecher im Abteil geleert. Seit dem 23. Oktober habe ich nicht mehr geraucht. Die 5 Zigaretten, die wir zu Weihnachten bekamen, habe ich Roger Hoffmann geschenkt. Er ist der Neffe von Pfarrer Keup. Die zweite Bahnstation ist Trier. „Alles aussteigen, zusammenbleiben“. Hier geht es etwas gelinder zu. Sie führen uns vor den Bahnhof. Wir werden zu einer viereckigen Formation zusammengedrängt. Im Bereich des Bahnhofs ist viel Betrieb. Für die Leute hier sind wir Luft. Es wird rangiert. Man hört es am Lärm. In Fünferreihen werden wir zu einem anderen Bahnsteig eskortiert. Dort steht ein Schnellzug. Wir steigen in den Zug. Man wird sich wundern, wie viele Leute in ein Abteil hineingehen. Sitz- und Stehplätze sind ausgefüllt, 6 Leute werden noch zusätzlich hereingedrängt. „Fenster schliessen, öffnen verboten, der Gang muss frei bleiben für die Posten.“ Wir werden wieder gezählt. Inzwischen ist es fast dunkel. Mit einem Ruck fährt der Zug an. Die Fahrt wird zur Qual, wir stehen oder sitzen so zusammengedrängt, dass es fast unmöglich ist, sich zu bewegen. Austreten darf man nur, wenn der SS guter Laune ist. In Strassburg hält der Zug längere Zeit.

Jetzt sind wir bereits im Elsass. Der Zug rollt weiter. Dann, nach einiger Zeit hält er an. „Raus, antreten.“ Scheinwerfer blenden auf. Maschinengewehre sind aufgestellt. SS-Männer, in Hockstellung dahinter. Andere gehen umher. Sie führen Hunde an der Leine. Auf's neue müssen wir in Fünferreihen antreten und abzählen. Es stimmt. Der Reihe nach steigen wir in bereitstehende Lastwagen. Zwanzig bleiben übrig. Sie werden in einen kleinen, niedrigen Gefängniswagen verfrachtet. Alle Bänke sind besetzt, auch hier hat man kaum Platz. Zwanzig Mann mit Gepäck, das ist zuviel. Wir fahren einen steilen Berg hinauf. In der Steigung fallen wir alle nach hinten. Unser Lastwagen ist der letzte der Kolonne. Er hält an. Barbarisches Geschrei. „Raus, ihr Dreckshunde.“ Gepolter! „Wollt wohl nicht“? Klatschen.

Scheinwerfer werden auf uns gerichtet. Nic, fall nur nicht auf, sage ich mir. Ich setze meinen Hut auf. Eine Hand muss ich ja zum Aussteigen freihaben.“ Raus du Drecksfink“. Ich sehe Sterne in allen Regenbogenfarben. Hier schwingt der Lagerkapo Knoll Kristel die teutonische Keule. „Dieser Kerl betritt diesen heiligen Boden mit dem Hut auf dem Kopf“.

Ich habe eine anständige Beule. Sie verursacht starkes Brennen. Hier sind viele angekommen, die sich noch „bessern“ müssen. Ich sehe Isolatoren an der Umzäunung. Wieder müssen wir uns in Fünferreihen aufstellen. Zwei Namen werden aufgerufen, zwei Häftlinge melden sich. Sie kommen nach Hause. Mit dem Befehl „Mützen ab“, werden wir im Vorbeigehen nochmals gezählt. Wir marschieren, „links, rechts“ zur Kleiderkammer. „Alles ausziehen, baden, schneller ihr Hunde. Alle Taschen leeren, wehe dem, wo wir noch was finden. Alles hier auf den Tisch, Seife auch. Die dürft ihr aber nachher behalten.“ Nachdem ich meine Sachen in meinen Mantel eingerollt habe, gehe ich unter die kalt-warme Dusche. Es ist das zweite Bad, seit ich von zu Hause fort bin. Ich bin an der Reihe. Ablieferung und Empfang neuer Kleider. „Name, Vorname“: Ich nenne die Nummer 2256. „Krankheiten, alles angeben, wie oft, wann?“ Ich erkläre, dass ich im Jahre 1938 eine Rippenfellentzündung hatte.

„Dann gehst du hier kaputt.“ Meine Kleider und meine 2 Paar Schuhe werden mit meinem Mantel zusammengerollt, mit Papierschnur zugebunden und in einen Karton gepresst. Dann wird die Nummer 2256 draufgeschrieben und der Karton wird auf einen Stapel geschmissen. Mir ist zum Weinen. Mir wird ein Haufen Lumpen zugeworfen. „Da sind deine Sachen.“ Ich bücke mich, um das mir zugeworfene Zeug aufzuheben. Ich will meine Seife vom Tisch nehmen, doch sie ist verschwunden. Auf die Frage nach meiner Seife, bekomme ich Schläge.

„Der Kerl soll Seife gehabt haben“.

„Was nicht passt, mit anderen tauschen, Umtausch gibt's hier nicht.“ Ich bekomme ein Hemd, das noch einigermaßen in gutem Zustand ist. Als Unterhose, habe ich die Unterhose einer Frau. Die Hose selbst ist viel zu klein, sie reicht mir allenfalls bis unter das Knie. Ich habe einen zerrissenen Pullover. Dafür aber eine gefütterte Jacke. Die Strümpfe sind ebenfalls zu klein, aber was soll's. Meine viel zu kleinen Schuhe tausche ich mit einem anderen. Abschliessend bekommt jeder noch eine Kopfbedeckung. Die Aufseher streunen umher, wie Hunde. Ihnen fehlt etwas. Dann „raus, antreten, Essschüssel und Löffel fassen.“ Wir kommen nach Block 2.

Aus der Küche werden grosse Kübel angeschleppt. Jeder bekommt einen Liter Suppe, mit vielen Steckrüben drin. Es gibt sogar Nachschlag. Wir fassen eine Decke. Das Bett besteht aus einem Brett, mit Dachpappe und obendrauf der Strohsack. Das feuchte Stroh ist gefroren. Trotzdem wird man einigermaßen warm. Junge, sage ich mir: „ du kannst schon etwas aushalten, ein Hieb mit dem Knüppel auf den Kopf.“ Ich habe eine Beule die stark brennt. Dem da Oben danke ich für meinen harten Schädel. Als der Befehl „ Aufstehen “ erschallt, habe ich mich gut ausgeruht. Appell. Es ist nasser Schnee gefallen, alles ist steinhart gefroren. Bevor der Lagerkommandant kommt, machen wir die Generalprobe. „Das muss klappen“, so die SS. Wir stehen in Reih und Glied. Das Mützeabnehmen muss geübt werden. In der Mitte des Appellplatzes steht der Galgen. Darunter der Strick. Die Herren kommen. „Stillgestanden“. Die Absätze unserer Schuhe knallen im Gleichklang. Lagerführer Kramer, Rapportführer Seuss und ein SS-Schreiber kommen die Treppe herunter.“ Mützen ab, abzählen.“ Jeder muss mit einem Ruck den Kopf wenden und dem Nachbar seine Nummer ins Ohr brüllen. Blitzschnell muss das Abzählen gehen. Wehe demjenigen, der nicht auf Deutsch zählen kann oder nicht aufgepasst hat. SS befindet sich zwischen den Reihen. Kristel mit dem Knüppel hinterher. Er lernt uns zählen. „ Wieder von vorne anfangen.“ Kapo Knoll hat Arbeit. Ein Häftling flüstert einem Ausländer die richtige Nummer zu. Es klappt. Der Blockälteste macht Meldung beim Rapportführer. „ Block 2, vollständig angetreten.“ Bei einem anderen Block, Schreie, es gibt Prügel. „ Idiot, Aas, du dreckiges Kommunistenschwein, ich bring's dir bei.“ Langsam wird es hell, einer schaut den anderen an, man kennt keinen mehr. Ein nächster Befehl: „ Streife in weisser Farbe seitlich an das Hosenbein, über den ganzen Rücken ein weisses Kreuz aufmalen.“ Die Nummer 2256 habe ich gestern abend noch aufgenäht. Auf der Kopfbedeckung befindet sich ebenfalls ein weisses Kreuz. Jeder Block ist abgezählt. Wir stehen noch immer stramm. Jetzt gehen die Herrenmenschen die steile Treppe hinauf: „ Alles herhören, besonders die Neuen. Dass ihr es wisst, hier kommt keiner lebendig heraus, nur durch den Schornstein. Jeder SS-Mann ist euer Vorgesetzter. Wer die Arbeit verweigert ist ein toter Mann. Hier wird nicht geraucht, nicht im Block, nicht auf der Strasse, schon gar nicht bei der Arbeit. Wer erwischt wird, erhält 25 Stockhiebe. Wir werden es euch lehren.“ Oh Schreck, dort steht der Prügelbock, die Schläge von Hinzert spüre ich jetzt noch. Das sind ja schöne Aussichten. „Mützen auf, rührt euch, Arbeitskommandos antreten. Steinbruch, Wasserleitung, Schreibstube, Kleiderkammer, Barackenbau, Strassenbau.“

Beim Strassenbau, bin ich dabei. Das Kommando Steinbruch rückt aus, links, rechts. „ Ein Lied .“ Das Kommando „ Strassenbau“ rückt ebenfalls ab. In der Einfahrt „ Halt, stillgestanden, Mützen ab usw. 50 Mann zum Strassenbau angetreten.“ Unser deutscher Kapo macht Meldung. Wir werden gezählt. „ Stimmt, Mützen auf.“ Wir sind an Ort und Stelle angelangt. Es ist die gleiche Stelle, wo wir gestern abend empfangen wurden. Wir brauchen keine Bewachung, hier steht ein Turm. Ein Maschinengewehr ist auf uns gerichtet, ein SS passt auf, „dass uns nichts passiert“. Auf dem Turm sind die grässlichen Scheinwerfer angebracht. Wir stehen in einem Hügel.

Man sieht, dass dort bereits gewühlt wurde. Schaufeln und Pickeln werden geholt. Ich werde beauftragt einen Schubkarren heranzuschaffen. Der Schubkarren liegt umgekippt und ist im Schnee eingefroren. Mit Mühe gelingt es mir, denselben loszureissen, doch auch das Rad ist eingefroren. „Schubkarren her“ schreit bereits der Kapo. Ich beeile mich, trete auf Eis, breche mit einem Bein durch und gerate bis zur Beinhälfte in Schlammwasser. Ich stütze mich ab, und es gelingt mir, das Bein freizubekommen. Unterdessen brüllt der Kapo: „Heida, Heida, auf geht's“. Die scharfe Luft trocknet meine durchnässte Hose schnell. Mein Magen knurrt. Scheinbar freundlich winkt der Kapo mit dem Stock. „Schubkarren auskratzen, du bringst ja alles mit zurück?“ Jemand geht mit, er kratzt mit der Spitzhacke. Dann der Kapo: „Ihr Lumpen, ich helf euch.“ Ich laufe hin und sehe, dass „Napoléon“ aus Differdingen mit einem Rad im Loch festsetzt. Ich helfe ihm, und kann das Rad loskriegen. Der Mann ist nur so gross, wie der Schubkarren, auf dem noch Bretter aufgenagelt sind. Der Karren muss ja etwas fassen können. Hier wird aus dem Hügel einen Weg gemacht, damit der Lagerführer bequem zu seiner Villa kommt. Es ist Mittag. „Schubkarren umdrehen, Schaufel und Pickel sauber hinlegen, antreten.“ Einer bittet den Kapo austreten zu dürfen. Dieser brüllt: „Sauschwein, stell dich hin, ich trete dir in den Arsch zu Aas, ist nicht bei Trost der Hund. Abzählen, links, rechts, bis zum Eingang, Ausrichten, stillgestanden, Mützen ab.“ Ein SS zählt uns. In tadelloser Ordnung gehen wir bis zur Treppe, laufen in Block 2, um uns zu waschen. Meine Füsse sind wieder trocken.“

Wird fortgesetzt

Paul Heinrich

Erlebnisse des Zwangsrekrutierten Bache Constant aus Niederfeulen

„ Am 12. März 1920 in Niederfeulen geboren, war ich 20 Jahre alt, als die Deutschen unsere Heimat am 10. Mai 1940 überfielen. Zu diesem Zeitpunkt war ich im landwirtschaftlichen Betrieb meines Vaters beschäftigt.

Schon sehr früh an diesem Tage war der Luftraum über meinem Heimatdorf von unzähligen Flugzeugen beherrscht, die zum Teil in geringer Höhe über das Dorf flogen.

So gegen 14.00 Uhr, am Nachmittag, war ich an der Örtlichkeit „ Kélebunn “ damit beschäftigt einen dort gelegenen Acker für die Frühjahrssaat zu bearbeiten.

Ich wurde um diese Zeit auf deutsche Soldaten aufmerksam, welche pferdebespannt, mit schwerem Gerät aus Richtung Warken heraufkamen. Da ich zwei Pferde hatte wurde ich aufgefordert, diese als Hilfszug zur Verfügung zu stellen. Mir blieb keine andere Wahl, als diesem Ansuchen Folge zu leisten.

Nachdem wir die Steigung nach Heiderscheid bewältigt hatten, wurde meine Hilfe nicht mehr benötigt, so dass ich mit meinen Pferden nach Niederfeulen zurückkehren durfte.

Im Bereich der Ortschaft, und zwar beim Hause Mangan, traf ich auf eine weitere, mit Pferden bespannte Kolonne, und ich wurde aufs neue aufgefordert, mit meinen beiden Pferden Vorspann zu leisten.

Ich war von dieser zweiten Aufforderung nicht sonderlich begeistert und so tat ich vorerst, als habe ich nicht verstanden. In einem bereits schärferen Ton wurde ich ersucht, sofort anzuspannen, andernfalls würde man mich einsperren.

Diese Aufforderung war bereits sehr deutlich, und so konnte ich nicht umhin, derselben Folge zu leisten. Es ging dann wieder von Niederfeulen über Heiderscheid, Eschdorf, Hierheck, bis nach Dellen.

Hier wurde mir erlaubt, auszuspannen und nach Hause zurückzukehren. Ich traf erst am anderen Tag, den 11. Mai 1940, gegen 05.00 Uhr wieder zu Hause ein. Ich war allerdings nicht der einzige, der zu diesem Hilfsdienst gezwungen worden war, denn ausser mir wurden Gust ..., der Knecht von Wampach, Jäng Mergen, mit den Pferden von Wagener Eugen und Rodenbour Jos zu derselben Dienstleistung herangezogen.

In den nächsten Tagen zogen weitere Truppen der verschiedensten Waffengattungen, mit schwerem und schwerstem Kriegsgerät durch das Dorf, in Richtung belgische Grenze.

Mit gemischten Gefühlen standen die Dorfbewohner an der Strasse und schauten sich diesen gewaltigen Militäraufmarsch an.

Gegenüber der Bevölkerung verhielten die durchziehenden Soldaten sich durchaus korrekt. Mir ist jedenfalls nicht bekannt, dass es im Laufe des Durchmarsches irgendwie zu Ausschreitungen kam.

In den nächsten Tagen gingen die Leute ihrer täglichen Beschäftigung wieder nach. Es war jedoch deutlich zu erkennen, dass die meisten sich eher in einer gedrückten Stimmung befanden.

Wir wussten natürlich, dass das eigentliche Ziel dieses gewaltigen Militär-Aufmarschs auf Frankreich zielte, doch waren die meisten noch zuversichtlich, dass die Deutschen sich an der vielgepriesenen französischen Maginotlinie die Köpfe einrennen würden.

Als sich dann in den kommenden Wochen jedoch abzeichnete, dass die französische Armee dem Angreifer unterlegen und ausserstande war, den deutschen Vormarsch zu stoppen, machte sich überall Resignation bemerkbar. In den spärlichen Nachrichten, die zu uns durchdrangen, sprach man nur noch von deutschen Erfolgen.

Dann kam die Zivilverwaltung und mit ihr all jene Schrecken und Schikanen, denen wir in den nächsten Jahren ausgesetzt sein sollten.

Durch Propaganda wussten die Deutschen ihre militärischen Erfolge solcherart zu nutzen und auszus schmücken, dass so manche Landsleute völlig verwirrt waren und anfangen dem tückischen Spiel der Besatzungsmacht zu erliegen. Einzelne begannen, mit den Nazis zu sympathisieren, wodurch sie ihre Heimat aufs Schändlichste verrieten.

Ausserdem hatte diese Kehrtwendung, die sich bei manchen Zeitgenossen vollzogen hatte, die unangenehme Folge, dass allgemeines Misstrauen sich innerhalb der Dorfgemeinschaft einschlich.

Wem konnte man schlussendlich noch vertrauen ?

Inzwischen waren patriotische Organisationen im Lande entstanden, welche sich zum Ziel gesetzt hatten, dem Okkupant die Stirn zu bieten.

Bereits Anfang 1942 schloss ich mich der Organisation L.V.L. (Letzebuenger Volekslegioun) an. In Gegenwart von Berns Emile und Peters Georges, welche zu den führenden Köpfen dieser Organisation gehörten, legte ich den Eid auf die Satzungen der L.V.L. ab. Zu meinen Aufgaben gehörte es, wehrpflichtige Kameraden zu verstecken und sie in ihren Unterkünften mit Lebensmitteln zu versorgen. Es gab aber auch Kameraden, die wir versteckt hätten, die sich allerdings weigerten, unsere Hilfe anzunehmen, da sie Schlimmes für ihre Eltern und Geschwister befürchteten.

Dann kam der verhängnisvolle 30. August 1942.

Der Gauleiter führte für die männliche Jugend der Jahrgänge 1920 bis 1924 den obligatorischen Dienst in der deutschen Wehrmacht ein. Die Luxemburger waren entrüstet, es gab deutschfeindliche Kundgebungen, es kam zum Streik.

Gauleiter Simon schlug unbarmherzig zu. Verhaftungen und Erschiessungen waren die schrecklichen Folgen.

Mir und meinen Kollegen der vorbezeichneten Jahrgänge war klar, was jetzt auf uns zukommen würde.

Von dem bereits vorher eingeführten obligatorischen Arbeitsdienst war ich freigestellt worden, indem mein Vater krank war und ich demnach als Ernährer der Familie unabkömmlich war.

Dann, am 7. Oktober 1942 sollte ich mich in Diekirch zur Musterung einfinden.

Mit mir, Konsbrück Nicolas, Linden Nicolas, Philippe Jean und Diederich Léon.

Gemeinsam hatten wir beschlossen, den Musterungsbefehl zu ignorieren und einfach nicht hinzugehen. Diese Abmachung galt, denn keiner leistete dem Musterungstermin Folge. Am Tage der Musterung trafen wir uns vormittags auf dem Markt in Ettelbrück, wo wir ein Glas zusammen tranken und über etwaige Folgen unserer Verweigerung diskutierten.

Am Nachmittag desselben Tages war ich im Ort genannt „Biemeschlättchen“ mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt.

Plötzlich tauchte der Kreisbauernführer in Begleitung von Feldgendarmen auf. Ich wurde festgenommen und zur Schule gebracht. Auch meine Kollegen wurden an ihrer jeweiligen Arbeitsstätte abgeholt und zum Sammelpunkt geführt. Anschliessend brachte man uns nach Diekirch ins Gefängnis. Ich wurde vorerst in eine Einzelzelle gesteckt.

Meine Kollegen erlitt das gleiche Schicksal.

Am Nachmittag bekam ich dann Gesellschaft.

Ein Wehrpflichtiger, der sich wie wir, ebenfalls der Musterung entzogen hatte, kam in meine Zelle. Man hatte ihn wahrscheinlich direkt vom Misthaufen ins Gefängnis gebracht. Seine Kleider und seine Stiefel sahen jedenfalls danach aus. Er stank fürchterlich. Nachdem wir die Nacht im Gefängnis verbracht hatten, wurden wir tags darauf, ins Gerichtsgebäude in Diekirch eskortiert, wo die Musterung stattfand.

Als uns die Frage gestellt wurde, aus welchem Grunde wir dem Musterungsbefehl keine Folge geleistet hätten, erklärten wir schlicht und einfach, wir hätten nicht geglaubt, dass der uns gesetzte Termin so genau eingehalten werden müsste.

Sonderbarerweise wurden wir nicht weiter behelligt.

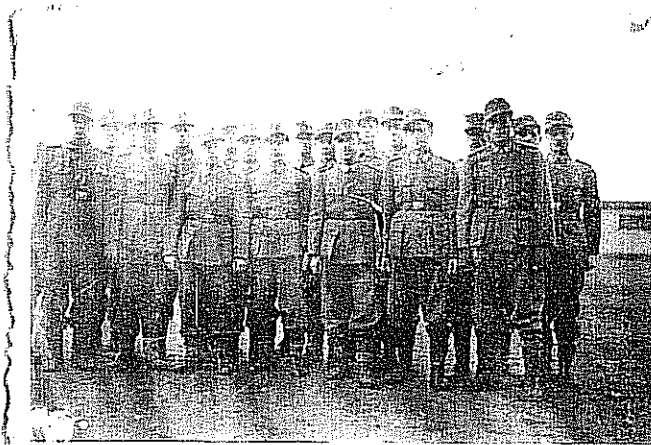
Da ich glaubhaft erklären konnte, dass ich wegen Krankheit meines Vaters in unserem landwirtschaftlichen Betrieb unentbehrlich sei, wurde ich aufs neue zurückgestellt, und zwar bis zum 30. September 1943.

Dann am 17. Dezember 1943 war es auch für mich soweit. Ich musste zur Wehrmacht.

Zuvor hatten wir innerhalb der Vereinigung L.V.L. vereinbart, dass man mich verstecken würde, sobald der Stellungsbefehl mir zugestellt würde. In der Zwischenzeit war es dann allerdings zu einer Panne von tragender Bedeutung gekommen, die alle Pläne zunichte machte. Tun Noesen, Distriktschef der L.V.L. Diekirch war am 21. Oktober 1943 von den Deutschen verhaftet worden. Im Glockenturm der Kapelle in Tandel hatte er eine Liste mit den Namen der L.V.L.-Mitglieder versteckt. Indem niemand ahnte, in wiefern die Deutschen über die Organisation und ihre Mitglieder im Bilde waren, befanden wir uns nun in einem echten Dilemma.



Der Zwangsrekrutierte Constant Bache



**Constant Bache mit einem Teil seiner
Kompanie in Schwedt**



**Constant Bache mit seinen
luxemburgischen Kameraden**

(Tun Noesen wurde übrigens am 25. Februar 1944 mit 22 anderen Widerstandsmitgliedern in Hinzert erschossen).

Unter diesen Umständen legte man mir nahe, dem Stellungsbefehl vorerst Folge zu leisten, da es zu gefährlich sei, mich zu diesem Zeitpunkt zu verstecken.

An diesem 17. Dezember 1943 wurde auch mein jüngerer Bruder Martin einberufen. Zusammen fuhren wir mit einem Bus nach Ettelbrück. Von dort ging es dann weiter per Bahn nach Luxemburg-Hollerich, von wo aus die Luxemburger regelmässig ins sogenannte Reich abtransportiert wurden.

Ich glaube, dass wir an diesem Tage 700 bis 800 Mann waren, welche sich am Bahnhof Luxemburg eingefunden hatten.

Beim Zählappell wurde allerdings festgestellt, dass einige fehlten. Ich kann mich nur noch an den Namen eines gewissen Rodenbour aus Heiderscheid erinnern, der vergeblich aufgerufen wurde.

Obschon wir nicht vollzählig angetreten waren, machten die Deutschen diesetwegen in unserer Gegenwart kein Aufhebens. Die Tatsache, dass sich eine Anzahl von Wehrpflichtigen nicht gestellt hatte, wurde einfach nicht erwähnt.

Bereits im Zug wurden wir getrennt, und zwar nach dem vorher bestimmten Ort unseres Einsatzes. Auch mein Bruder und ich kamen in getrennte Abteile.

Bevor wir in Luxemburg abfuhren, gab es selbstverständlich den üblichen Lärm. Wir sangen patriotische Lieder und liessen unsere Begleiter (deutsche Unteroffiziere oder Soldaten) nicht im Unklaren über unsere Gefühle. Bei dem Begleiter, der sich in unserem Abteil befand, handelte es sich um einen Gefreiten. Dieser sah unserem Treiben zu, ohne sich weiter darum zu kümmern oder uns Einhalt zu gebieten. Wie wir später erfuhren, war der Mann eigens nach Luxemburg befohlen worden, um uns an unseren Bestimmungsort zu bringen.

Wir kamen zum Bahnhof Trier doch wurde hier nicht angehalten, der Zug fuhr weiter. Unser Reiseziel war uns vorerst nicht bekannt. Auf verschiedenen Bahnhöfen wurde zwar Halt gemacht, um Verpflegung aufzunehmen, doch hatten wir von zu Hause noch soviel mitgenommen, dass wir auf die uns angebotene Marschverpflegung verzichten konnten. In Frankfurt/Oder gab es dann einen längeren Aufenthalt. Von dort ging es weiter nach Schwedt/Oder. Dieser Ort war ungefähr 50 Kilometer von Frankfurt entfernt..

Dort, in Schwedt, befand sich unsere Kaserne, hier wurden wir ausgebildet. Wir mussten unsere Zivilkleider ablegen und wurden in die verhasste deutsche Wehrmachtsuniform gesteckt.

Unsere Zivilkleider sollten wir nach Hause schicken. Ein Unteroffizier wurde bestimmt, sich darum zu kümmern. Die Kleider sind allerdings nie zu Hause angekommen.

Gemäss Wehrpass befand ich mich in der Stammkompanie des Grenadier-Ersatzbataillons 9. Meine Erkennungsmarke trug die Nummer 5373.

Unsere Ausbildung war die übliche Infanterieausbildung, welche aus Kasernenhofdrill, mit Gewehrübungen, Scheibenschiessen, Geländedienst usw. bestand. Ausser der normalen Infanterieausbildung wurde ich zusätzlich mit der Handhabung des 8-Zentimeter- Granatwerfers vertraut gemacht.

Nachdem wir bereits bei unserer Abfahrt in Luxemburg abgesondert worden waren, hatte ich nur noch drei luxemburgische Kameraden, mit denen ich fortan das gemeinsame Schicksal teilte. Es waren dies:

Englebert Will aus Beles, Lamborelle Aloyse aus Crendal und Fuhrmann Nic aus Trotten.

Nachdem wir in Schwedt einen Teil der Grundausbildung absolviert hatten wurden wir nach Wildbiery in Dänemark verlegt, wo die Ausbildung fortgesetzt wurde.

Nach 5 oder 6 Wochen ging es dann zurück nach Breslau, wo wir im Hinblick auf einen bevorstehenden Einsatz aufgestellt wurden.

Hier sollte uns der erste Urlaub bewilligt werden. Obschon wir die Urlaubspapiere bereits in der Hand hielten, wurde der Urlaub in letzter Minute für Elsässer, Lothringer und Luxemburger gesperrt.

Inzwischen wusste ich bereits, dass eine Anzahl von Bürgern aus Feulen nach Wartha umgesiedelt worden war. Hier handelte es sich um eine weitere Schikane des Gauleiters, welcher verkündet hatte, dass er die schärfsten Massnahmen gegenüber jenen Familien treffen würde, welche sich dem deutschen Aufbauwerk in Luxemburg widersetzen würden. In verschärftem Masse traf diese Drohung diejenigen Landsleute, die einen Wehrpflichtigen der Einberufung entzogen, oder bei einer Fahnenflucht, wie sie es nannten, unmittelbare oder mittelbare Hilfe geleistet hatten.

Wie bereits erwähnt, hatten wir die Urlaubspapiere bereits in der Hand, als die vorbezeichnete Sperre erlassen wurde.

Unter diesen Umständen kam ich bei unserem Kompaniechef mit der Bitte ein, die Bewohner unserer Ortschaft in Wartha besuchen zu dürfen.

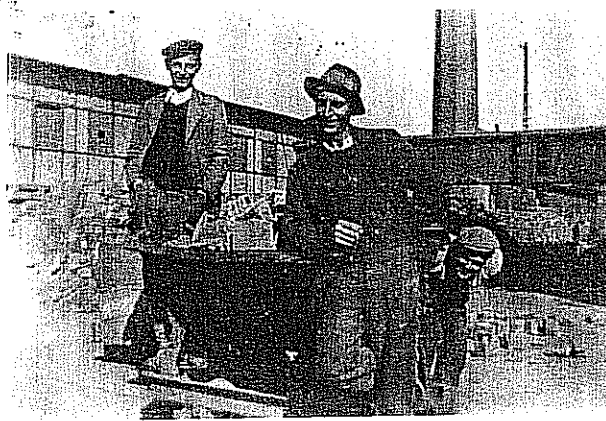
Diese Erlaubnis wurde mir dann auch erteilt, und zwar für die beschränkte Dauer von 2 Tagen. Zusammen mit den Kollegen Englebert und Fuhrmann fuhr ich nach Wartha, wo wir zwei Tage inmitten meiner Bekannten verbrachten.

Bei den Umgesiedelten aus Nieder- und Oberfeulen handelte es sich um die Familien oder Mitglieder der Familien: Angelsberg, Schlim, Linden, Mergen, Konsbrück und Clesse. Unsere Landsleute in Wartha wären sogar bereit gewesen, mich dort zu verstecken, doch da wir zu dritt waren, wäre ein derartiges Unterfangen dennoch zu gefährlich gewesen.

Nachdem wir unseren, wenn man so sagen kann, Ersatzurlaub in Wartha verbracht hatten, kamen wir zurück nach Breslau.

Von Breslau ging es dann nach Borisow in Russland.

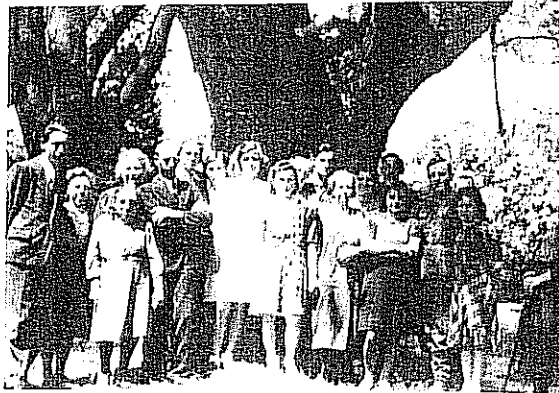
Am 22. Mai 1944 erfolgte dann ein russischer Grossangriff, wobei die deutschen Stellungen überrannt wurden. Auch unsere Abteilung musste Borisow aufgeben, und wir schlossen uns den zurückflutenden deutschen Truppen an.



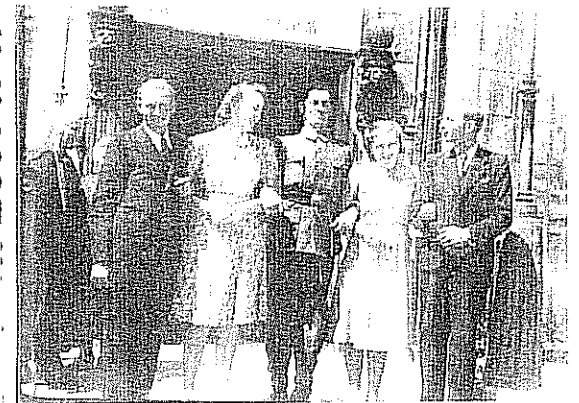
**Angelsberg Lucien und Angelsberg
Fernand an ihrer Arbeitsstelle, einer
Ziegelfabrik**



Auf Wache in Dänemark



**Zweitägiger Urlaub in Wartha, gemeinsam
mit den umgesiedelten Familien
aus Feulen**



**von l. nach r. Angelsberg Lucien,
Linden Marie, Bache Constant, Schlim
Marie und Angelsberg Fernand**



**Constant Bache mit Jemp Schlim,
Ehefrau Elise sowie den Töchtern
Jeanne, Thérère und Suzanne**

Bereits zu diesem Zeitpunkt wurde von russischer Seite aus eine intensive Propaganda gegen Hitler's Krieg geführt. Über Lautsprecher und durch Herabwerfen von Flugblättern wurde den deutschen Soldaten eine Vorzugsbehandlung versprochen, im Falle wo sie sich zum Überlaufen entschliessen würden.

Unter den gegebenen Umständen hatten wir Luxemburger uns entschlossen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, der russischen Aufforderung Folge zu leisten. Während die russische Offensive mit unverminderter Stärke vorgetrieben wurde, musste ich mich einer mehrtägigen zahnärztlichen Behandlung unterziehen, da meine Zahnprothese gebrochen war.

Während ich wegen meiner Behandlung im Quartier zurückblieb, gerieten die drei anderen, und zwar Englebert, Lamborelle und Fuhrmann beim Angriff der Russen, unter nicht näher bekannten Umständen, in Gefangenschaft.

Wie ich später erfuhr, kamen sie alle drei in dem berüchtigten Gefangenenlager in Tambow ums Leben. Unter welchen Umständen ihre Gefangennahme erfolgte, entzieht sich meiner Kenntnis. Ein glücklicher Zufall hatte mich davor bewahrt, gegebenenfalls das gleiche Schicksal zu teilen.

Verschiedentlich wurde zwar versucht, die russische Offensive in neuen Auffangstellungen aufzuhalten, doch zerbrach dieser inhaltende Widerstand immer wieder an der Überlegenheit der Russen, so dass wir unaufhaltsam zurückgedrängt wurden.

Unsere Rückmarschrouten führte durch Polen, wo es mir im Raume Wilna gelang auf einen Richtung Deutschland fahrenden Zug aufzuspringen. Dieser Zug war mit versprengten Soldaten vollgestopft. Es waren durchwegs erfahrene Frontsoldaten. Viele von ihnen hatten den Krieg seit der ersten Stunde miterlebt. Es waren meist anständige Kerle, die nur noch ein einziges Ziel vor Augen hatten und das hiess: „Überleben“. Meiner Einschätzung nach war keiner mehr dabei, der noch an den „Endsieg“ glaubte.

Mit dem Zug, der längere Zeit unterwegs war, erreichten wir schlussendlich den Raum Berlin - Mecklenburg.

In diesem allgemeinen Durcheinander hiess es: „Rette sich wer kann“, so dass keiner mehr wusste, wo seine Einheit sich befand.

Trotzdem wurden die versprengten Landser wieder gesammelt, nach der Stammeinheit geordnet und zu ihren ursprünglichen Einheiten zurückgeleitet.

Meine Kompanie befand sich in Polen, so dass ich wieder dorthin in Marsch gesetzt wurde und auch tatsächlich wieder bei der Kompanie landete.

Die Truppen wurden reorganisiert, um in einer neuen Auffangstellung einen Angriff der Russen zu erwarten, der auch nicht lange auf sich warten liess.

Wir wurden hier in heftige Kämpfe mit den Angreifern verwickelt, doch war die russische Übermacht so gewaltig, dass wir schon bald wieder zurückweichen mussten.

In diese Zeit fiel dann auch das Attentat auf Hitler, das innerhalb der Truppe eifrig diskutiert wurde. Einen Augenblick zirkulierte das Gerücht, Hitler sei bei dem Attentat ums Leben gekommen, so dass für kurze Zeit an eine

Wende geglaubt wurde. Dann kam allerdings die Kunde, dass Hitler das Attentat überlebt hätte, woraufhin alle unsere Hoffnungen wieder zerflossen. Bei unserer Einheit wurde sogar gemunkelt, dass ein höherer Offizier, ich glaube es war sogar der Divisionskommandeur, irgendwie am Attentat beteiligt war.

Die Russen, die inzwischen erneut mit weit überlegenen Kräften zur Offensive übergegangen waren, zerschlugen unsere Stellungen und wir gingen zurück bis in die Gegend von Allenstein, in Ostpreussen.

In der Zwischenzeit waren bereits so viele Offiziere gefallen, dass Unteroffizieren und kampferprobten Soldaten eine Offiziersausbildung angeboten wurde.

Inzwischen war ich beim Tross gelandet und da ich als Sohn eines Landwirtes ja gut mit Pferden umgehen konnte, wurde ich kurze Zeit unter der Aufsicht eines Zahlmeisters namens Walzmann zum Ernteeinsatz abkommandiert. Hier traf ich dann auch mit den ersten französischen Kriegsgefangenen zusammen. Es war allerdings jedem Wehrmachtsangehörigen streng verboten sich mit den Franzosen zu unterhalten, demzufolge wir nur wenig miteinander sprechen konnten.

Mitte Januar 1945 kam ich in Ostpreussen nochmals zum Einsatz, als die deutsche Führung versuchte, die russische Sturmflut aus Richtung Bialystock/Polen zum Stillstand zu bringen. Bei diesem letzten Einsatz kam ich nochmals in eine äusserst gefährliche Lage, als ich als Trossfahrer, das Essen mit den Pferden in die vordersten Linien befördern sollte. In dem Moment als ich aus einem Waldstück heraus, über freies Feld fahren musste, fingen die Pferde plötzlich an zu traben. Im nächsten Augenblick schon schlugen russische Granaten hinter dem Gespann ein, und ich konnte mich nur mit Mühe, mit den Pferden, in einem unweit gelegenen Waldstreifen in Sicherheit bringen.

Die letzte Grossoffensive der Russen trieb uns dann ins Innere Deutschlands, wo wir Tilsit, Königsberg, Danzig und Pillau erreichten. Von dort aus wurden wir mit einer Fähre nach der Halbinsel Hela befördert, wo wir am 8. Mai 1945 die Gesamtkapitulation der deutschen Wehrmacht erlebten. Wir wurden aufgefordert unsere Waffen an einer Sammelstelle abzugeben, nachdem wir zuvor jedoch noch ein Verpflegungslager ausgeräumt hatten.

In meinem Wehrpass steht unter dem Datum vom 8. Mai 1945 folgender Vermerk:

„Auflösung der Kapitulationsarmee A.O.K 4, in Hela.“

Dann ging es in Tagesmärschen nach Danzig, wo wir in einem grossen Kriegsgefangenenlager zusammengefasst wurden. Bis nach Danzig legten wir täglich zwischen 50 und 60 Kilometer, in Fussmärschen, zurück. Das Kriegsgefangenenlager bestand aus Zelten. In diesem Lager traf ich mit 25 luxemburgischen Kameraden zusammen, die von den verschiedensten Fronten kamen. Hier wurden wir nach Nationalitäten gesondert. „Luxemburger“, das sagte den Russen nichts.

Man musste schon Franzose sein, um eine besondere Stellung unter den Gefangenen einzunehmen. Die Franzosen waren dann auch die ersten, die aus diesem Lager nach Hause befördert wurden. Obschon die meisten, die in russische Gefangenschaft gerieten, äusserst schlechte Erfahrungen mit den Russen machten, kann ich nur sagen, dass ich anständig behandelt wurde. Ich wurde nicht wie andere, mehrmals „gefilzt“, und mir wurde auch nichts abgenommen, so dass ich noch heute meinen Wehrpass, das Soldbuch, verschiedene Erinnerungsfotos und Bescheinigungen besitze.

Nachdem wir etwa 5 bis 6 Wochen in diesem Lager zugebracht hatten, hiess es plötzlich, wir kämen weg. Wir freuten uns, denn jeder war der Ansicht, dass es nun Richtung Heimat gehen würde.

Wir wurden in Züge verladen, doch gross war unsere Enttäuschung, als diese Züge nicht nach Westen fuhren, sondern tiefer nach Russland hinein, bis in die Gegend von Minsk.

In Gruppen von 20 bis 30 Mann wurden wir bei Räumungs- bzw. Aufbauarbeiten beschäftigt. Als Unterkunft dienten in diesem Lager ausrangierte Güterwaggons. Hier kamen dann noch andere Luxemburger hinzu. Zeitweilig arbeiteten wir in einem primitiven Sägewerk. In der Gegend von Minsk blieben wir bis zum 15. Oktober 1945. Von den Russen wurden wir neu eingekleidet, und zwar erhielten wir die vor Kälte schützenden Wattejacken. Nachdem uns von den Russen ein Entlassungsschein ausgehändigt worden war, wurden wir wieder in Züge verladen, doch diesmal ging es durch Polen, in Richtung Deutschland. Da wir noch Reichsmark besaßen, konnten wir unterwegs, an den verschiedenen Haltestellen, sogar Brot von den Polen kaufen.

Wir kamen bis Frankfurt/Oder, wo wir in einer verlassenen Kaserne der ehemaligen Wehrmacht untergebracht wurden. Zu diesem Zeitpunkt sahen wir, dass Frankfurt schwere und schwerste Zerstörungen an Gebäuden und Anlagen aufwies.

Der Transport von Minsk nach Frankfurt/Oder dauerte fast 3 Wochen.

Hier war ich kurze Zeit in einem Lazarett beschäftigt, wo Reinigungsarbeiten und Essensverteilung zu meinem Aufgabenbereich gehörten.

Zu meinen schlimmsten Erlebnissen zählt die Tatsache, dass wir an diesem Ort auch Tote begraben mussten. Es waren jedoch nicht nur Tote, sondern es wurden ebenfalls Verletzte oder Kranke verscharrt, welche noch Lebenszeichen von sich gaben. Dieser Umstand erfüllt mich heute noch mit Entsetzen.

Dann ging die Fahrt weiter, bis nach Wolfsburg, wo wir zu den Engländern kamen. Auch hier wurden wir mit englischen Uniformen neu eingekleidet. Zusammen mit Franzosen und Belgiern ging die Eisenbahnfahrt von Frankfurt/Oder nach Brüssel. Wir waren 156 Luxemburger, die in den Abendstunden in Brüssel den Schnellzug bestiegen, der uns nach Luxemburg brachte. Hier trafen wir gegen 23.00 Uhr ein. Elf Kranke, die mit uns nach Brüssel befördert worden waren, wurden mit Ambulanzwagen nach der Heimat überführt.

Nachdem wir am Bahnhof Luxemburg ausgestiegen waren und uns vor der Bahnhofshalle versammelten, hatte sich dort zu unserer Begrüssung eine grössere Menschenmenge eingefunden.

Tief gerührt waren wir von der Tatsache, dass auch S.K.H. Erbgrossherzog Jean, gekommen war, um uns als Erster auf luxemburgischem Boden willkommen zu heissen. Nach dieser ergreifenden Sympathiekundgebung fand noch eine kleine Begrüssungsfeier im „ Centre d'Accueil “ in Luxemburg statt.

Es war der 7. Dezember 1945.

Ich war beinahe 2 Jahre von zu Hause fort.

Da unsere Ankunft kurz vorher über Radio gemeldet worden war, hatten sich meine Brüder Jemp und Martin sowie Léo Schweitzer aus Niederfeulen am Bahnhof eingefunden, die mich anschliessend nach Hause brachten.

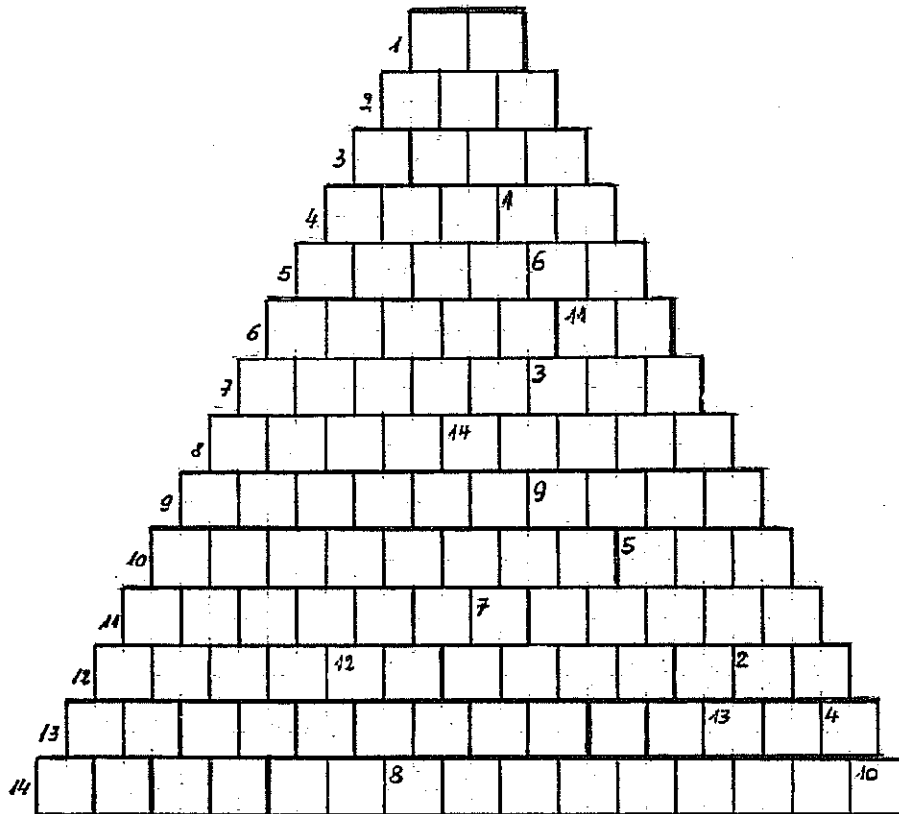
Anmerkung: Indem Constant Bache noch über Soldbuch und Wehrpass verfügt, konnte festgestellt werden, dass er zuletzt im Bereich der 4. Armee des General der Infanterie Hossbach eingesetzt war. Die 4. Armee war ab 16. Oktober 1944 in heftigste Kämpfe verwickelt, als die Russen mit überlegenen Kräften in Ostpreussen einfielen. Obschon die Divisionen der 4. Armee nur zur Hälfte aufgefrischt worden waren, leisteten sie hartnäckigen Widerstand, so dass es zeitweilig gelang, den russischen Ansturm zum Stehen zu bringen. Als sich etwa Mitte Januar 1945 abzeichnete, dass die 4. Armee einer Einkesselung durch die Russen entgegensah, entschloss sich General Hossbach, gegen den Befehl Hitlers zu handeln, und seine Armee, die inzwischen zur Heeresgruppe Kurland gehörte, nach Westen zu werfen, um so seine Truppen vor einem zweiten Stalingrad zu bewahren.

Diese Eigenmächtigkeit des General Hossbach hatte zur Folge, dass er auf Befehl Hitlers, am 30. Januar 1945, seines Postens enthoben wurde und zur Führerreserve versetzt wurde.

Der Heeresgruppenkommandeur, Generaloberst Reinhardt, wurde von der gleichen Massnahme betroffen.

Quellennachweis: Das Ende an der Elbe, von Jürgen Thorwald, Steingrüber Verlag Stuttgart, 1959.

Heinrich Paul



Zahlenpyramide

- 1.-Abkürzung für polnische Heimatarmee;
- 2.-Typenbezeichnung für sowjetisches Kampfflugzeug;
- 3.-Amerikanischer Flottenadmiral;
- 4.-Britischer Kampf- und Lastensegler;
- 5.-Codebezeichnung für die Evakuierung eingeschlossener Verbände der Alliierten;
- 6.-Britischer schwerer Bomber;
- 7.-Codebezeichnung für alliierter Luftangriff auf eine deutsche Stadt;
- 8.-Französisches Schlachtschiff;
- 9.-Britischer Flottenadmiral;
- 10.-Britischer Politiker;
- 11.-Verteidigungsanlage;
- 12.-Patriotische Manifestation, während der Besatzungszeit in Luxemburg;
- 13.-Verband der deutschen Kriegsmarine;
- 14.-Teil der Streitkräfte.

Die Gesamtlösung ist bis zum 15. April 2002 an die Adresse von **J.P. Kremer, 169, rue de Warken, L-9088 ETTTELBRUCK, einzusenden.** Die zutreffenden Buchstaben unter den Ziffern 1 bis 14 ergeben die Bezeichnung einer amerikanischen Division, die während der Ardennenoffensive eingesetzt war. Zutreffende Lösungen geben Anspruch auf einen Buchpreis.

Die richtige Lösung aus der Dezember-Nummer lautete: **S K O R Z E N Y**

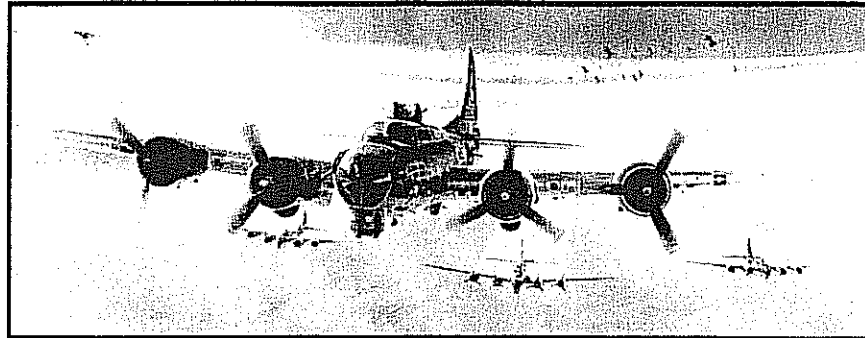
Richtige Lösungen haben eingesandt:

Fernand	Derneden,	Strassen
Nico	Ludwig,	Ettelbrück
Camille	Steichen,	Welscheid
Alfred	Winandy	Barnhaff – Welscheid -

Horst Weber

Zielpunkt Südeifel

Ein Tagebuch über die Luftkriegsereignisse in den Kreisen Bitburg und Prüm
1939-1945 in zwei Bänden: Band I: 1939 - August 1944



Herausgeber: Geschichtlicher Arbeitskreis Bitburger Land

Der Luftraum über der dünn besiedelten Eifel, Luxemburg und den Ardennen wurde von den Luftwaffen der kriegsführenden Staaten seit Beginn des Zweiten Weltkrieges als Operationsbasis für den Einmarsch im Westen 1940 später als als Flak-freie Überflugszone für die Bomberverbände der RAF und dann der USAAF genutzt.

Ziel dieser Dokumentation ist es, dem Leser einen umfassenden Überblick über das Luftkriegsgeschehen während des Zweiten Weltkrieges in den Kreisen Bitburg und Prüm sowie den angrenzenden Gebieten von Luxemburg und Belgien zu vermitteln.

Der vorliegende I. Band schildert die Luftkriegsereignisse von 1939 bis August 1944, von den Operationen der Luftwaffe vom Kreisgebiet aus beim Überfall auf die Beneluxstaaten und Frankreich, der britischen Bomberoffensive bis zu den ersten amerikanischen Bombenangriffen und der großen Luftschlacht über dem Kyllburger Land am 15. August 1944.

Die Ereignisse in den einzelnen Orten der Kreise werden chronologisch geschildert ebenso wie die Hintergründe, die zu diesen Geschehnissen führten. Ergänzend dazu enthält der umfangreiche Anhang ein Verzeichnis über alle Flugzeugverluste der Luftwaffe und der Alliierten im Raum Bitburg und Prüm sowie den benachbarten Gemeinden in Luxemburg und Belgien zwischen 1939 und August 1944 mit einer Auflistung der Maschinen, der Besatzungsmitgliedern und deren Schicksalen.

Abgerundet wird der erste Band durch eine Aufstellung aller Mitglieder des Fliegenden Personals der Luftwaffe, die aus den Orten der Kreise Bitburg und Prüm stammen und im fliegerischen Einsatz gefallen oder vermisst sind. Ihre Schicksale und die Hintergründe der Verluste sind in die Schilderung der Ereignisse mit eingebunden.

Dieses hervorragende Werk von Horst Weber orientiert nicht nur über die Luftkriegsereignisse in den Kreisen Bitburg-Prüm, sondern schildert darüber hinaus in ausführlicher Weise den Luftkrieg über Luxemburg, und zwar ab 10. Mai 1940.

Das durch zahlreiche Fotos illustrierte Buch bildet eine wertvolle Ergänzung zu allen bis jetzt erschienenen Werken, welche das gleiche Thema behandeln.

Das Buch, welches im „ General Patton Memorial Museum “ in Ettelbrück zur Einsichtnahme aufliegt, kann durch Überweisung von 28 Euro, auf das Postscheckkonto 96898-92 der Vereinigung G.R.E.G. Ettelbrück, mit dem Vermerk „ Zielpunkt Südeifel, “ erworben werden.

Das Museum ist an Sonntagen, zwischen 14.00 und 17.00 Uhr geöffnet.